

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 185. Bromberg, den 15. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(23. Fortsetzung.)

Leopolds ganze Haltung gab überhaupt zu verstehen, daß er über sich bestimmen zu lassen fürder nicht mehr willens sei; trotzdem war ihm klar, daß er sich den Repräsentationspflichten des Hauses nicht entziehen und also nicht unterlassen dürfe, Hildegard am andern Nachmittag auf dem Bahnhof zu empfangen. Er war pünktlich da, begrüßte die schöne Schwägerin und absolvierte die landesübliche Fragenreihe nach dem Befinden und den Sommerplänen der Familie, während einer der von ihm engagierten Gepäckträger erst die Droschke, dann das Gepäck besorgte. Dasselbe bestand nur aus einem einzigen Koffer mit Messingbeschlag: dieser aber war von solcher Größe, daß er, als er hinaufgewuchtet war, der dahinrollenden Droschke den Charakter eines Baus von zwei Etagen gab.

Unterwegs wurde das Gespräch von seiten Leopolds wieder aufgenommen, erreichte seinen Zweck aber nur unvollkommen, weil seine stark hervortretende Befangenheit [illegible]ägerin nur Grund zur Heiterkeit gab. Und nun hielten sie vor der Villa. Die ganze Treibelei stand am [illegible] Begrüßungen ausgetauscht und die nötigsten Toiletten-Arrangements in fliegender Eile, das heißt [illegible] waren, erschien Hildegard auf der Veranda, wo man inzwischen den Kaffee serviert hatte. Sie fand alles „himmlisch“, was auf Empfang strenger Instruktionen von seiten der Frau Konsul Thora Munk hindeutete, die sehr wahrscheinlich Unterdrückung alles Hamburgischen und Achtung vor Berliner Empfindlichkeit als erste Regel empfohlen hatte. Keine Parallelen wurden gezogen und beispielsweise gleich das Kaffeeservice rundweg bewundert. „Eure Berliner Muster schlagen jetzt alles aus dem Felde, selbst Sèvres. Wie reizend diese Grecborte.“ Leopold stand in einiger Entfernung und hörte zu, bis Hildegard plötzlich abbrach und allem, was sie gesagt, nur noch hinzusetzte: „Scheltet mich übrigens nicht, daß ich in einem fort von Dingen spreche, für die sich ja morgen auch noch Zeit finden würde: Grecborte und Sèvres und Meißen und Zwiebelmuster. Aber Leopold ist schuld; er hat unsere Konversation in der Droschke so streng wissenschaftlich geführt, daß ich beinahe in Verlegenheit kam; er sprach nur von Anschluß und Radialsystem, und ich genierte mich zu fragen, was es sei.“

Der alte Treibel lachte; die Kommerzienrätin aber verzog keine Miene, während über Leopolds blasses Gesicht eine leichte Röte flog.

So verging der erste Tag, und Hildegards Unbefangenheit, die man zu stören sich wohl hütete, schien auch noch weiter leidliche Tage bringen zu sollen, alles um so [illegible] die Kommerzienrätin an Aufmerksamkeiten jeder Art nicht fehlen ließ. Ja sie verstieg sich zu höchst [illegible]vollen Geschenken, was sonst ihre Sache nicht war. Ungeachtet all dieser Anstrengungen aber und obwohl dieselben, wenn man nicht tiefer nachforschte, von wenigstens [illegible]alben Erfolgen begleitet waren, wollte sich ein recht eigentliches Behagen nicht einstellen, selbst bei Treibel nicht, auf dessen rasch wiederkehrende gute Laune bei seinem glücklichen Naturell mit einer Art Sicherheit gerechnet war. Ja, diese gute Laune, sie blieb aus mancherlei Gründen aus, unter denen gerade jetzt auch der war, daß die Zossen-Teupitzer Wahlkampagne mit einer totalen Niederlage Vogelsangs geendigt hatte. Dabei mehrten sich die persönlichen Angriffe gegen Treibel. Anfangs hatte man diesen, wegen seiner großen Beliebtheit, rücksichtsvoll außer Spiel gelassen, bis die Taktlosigkeiten seines Agenten ein weiteres Schonen unmöglich machten. „Es ist zweifellos ein Unglück“, so hieß es in den Organen der Gegenpartei, „so beschränkt zu sein wie Leutnant Vogelsang; aber eine solche Beschränktheit in seinen Dienst zu nehmen, ist eine Mißachtung gegen den gesunden Menschenverstand unseres Kreises. Die Kandidatur Treibel scheitert einfach an diesem Affront.“

Es sah nicht allzu heiter aus bei den alten Treibels, was Hildegard allmählich so sehr zu fühlen begann, daß sie halbe Tage bei den Geschwistern zubrachte. Der Holzhof war überhaupt hübscher als die Fabrik und Lizzi geradezu reizend mit ihren langen weißen Strümpfen. Einmal waren sie auch rot. Wenn sie so herankam und die Tante Hildegard mit einem Knicks begrüßte, flüsterte diese der Schwester zu: „quite english, Helen“, und man lächelte sich dann glücklich an. Ja, es waren Lichtblicke. Wenn Lizzi dann aber wieder fort war, war auch zwischen den Schwestern von unbefangener Unterhaltung keine Rede mehr, weil das Gespräch die zwei wichtigsten Punkte nicht berühren durfte: die Verlobung Leopolds und [illegible] Wunsch, aus dieser Verlobung mit guter Manier herauszukommen.

Ja, es sah nicht heiter aus bei den Treibels, aber bei den Schmidts auch nicht. Der alte Professor war eigentlich weder in Sorge noch in Verstimmung, lebte vielmehr umgekehrt der Überzeugung, daß sich nun alles bald zum Besseren wenden werde; diesen Prozeß aber still sich vollziehen zu lassen, schien ihm ganz unerläßlich, und so verurteilte er sich, was ihm nicht leicht wurde, zu bedingtem Schweigen. Die Schmolke war natürlich ganz entgegengesetzter Ansicht und hielt, wie die meisten alten Berlinerinnen, außerordentlich viel von „Sichaussprechen“, je mehr und je öfter, desto besser. Ihre nach dieser Seite hin abzielenden Versuche verliefen aber resultatlos, und Corinna war nicht zum Sprechen zu bewegen, wenn die Schmolke begann: „Ja, liebe Corinna, was soll denn nun eigentlich werden? Was denkst du dir denn eigentlich?“

Auf all das gab es keine rechte Antwort, vielmehr stand Corinna wie am Roulette und wartete mit verschränkten Armen, wohin die Kugel fallen würde. Sie war nicht unglücklich, aber äußerst unruhig und unmutig, vor allem, wenn sie der heftigen Streitszene gedachte, bei der sie doch vielleicht zuviel gesagt hatte. Sie fühlte ganz deutlich, daß alles anders gekommen wäre, wenn die Rätin etwas weniger Herbheit, sie selber aber etwas mehr Entgegenkommen gezeigt hätte. Ja, da hätte sich dann ohne sonderliche Mühe Frieden schließen und das Bekenntnis einer gewissen Schuld, weil alles bloß Berechnung gewesen, allenfalls ablegen [illegible] neben dem Bedauern über die hochmütige Haltung der Rätin, vor allem und in erster Reihe sich selber der Schuld zieh, in eben

diesem Augenblicke mußte sie sich doch auch wieder sagen, daß ein Wegfall alles dessen, was ihr vor ihrem eigenen Gewissen in dieser Angelegenheit als fragwürdig erschien, in den Augen der Rätin nichts gebessert haben würde. Diese schreckliche Frau, obwohl sie beständig so tat und sprach, war ja weitab davon, ihr wegen ihres Spiels mit Gefühlen einen ernsthaften Vorwurf zu machen. Das war ja Nebensache, da lag es nicht. Und wenn sie diesen lieben und guten Menschen, wie's ja doch möglich war, aufrichtig und von Herzen geliebt hätte, so wäre das Verbrechen genau dasselbe gewesen. „Diese Rätin, mit ihrem überheblichen Nein, hat mich nicht da getroffen, wo sie mich treffen konnte, sie weist diese Verlobung nicht zurück, weil mir's an Herz und Liebe gebricht, nein, sie weist sie nur zurück, weil ich arm oder wenigstens nicht dazu angetan bin, das Treibelsche Vermögen zu verdoppeln, um nichts, nichts weiter; und wenn sie vor anderen versichert oder vielleicht auch sich selber einredet, ich sei ihr zu selbstbewußt und zu professorlich, so sagt sie das nur, weil's ihr gerade paßt. Unter anderen Verhältnissen würde meine Professorlichkeit mir nicht nur nicht schaden, sondern ihr umgekehrt die Höhe der Bewunderung bedeuten."

So gingen Corinnas Reden und Gedanken, und um sich ihnen nach Möglichkeit zu entziehen, tat sie, was sie seit langem nicht mehr getan, und machte Besuche bei den alten und jungen Professorenfrauen. Am besten gefiel ihr wieder die gute, ganz von Wirtschaftlichkeit in Anspruch genommene Frau Rindsfleisch, die jeden Tag, ihrer vielen Pensionäre halber, in die große Markthalle ging und immer die besten Quellen und billigsten Preise wußte, Preise, die dann später, der Schmolke mitgeteilt, in erster Reihe den Ärger derselben, zuletzt aber ihre Bewunderung vor einer höheren wirtschaftlichen Potenz weckten. Auch bei Frau Immanuel Schultze sprach Corinna vor und fand dieselbe, vielleicht weil Friedebergs nahe bevorstehende Ehescheidung ein sehr dankbares Thema bildete, auffallend nett und gesprächig; Immanuel selbst aber war wieder so großsprecherisch und zynisch, daß sie doch fühlte, den Besuch nicht wiederholen zu können. Und weil die Woche so viele Tage hatte, so mußte sie sich zuletzt zu Museum und Nationalgalerie bequemen. Aber sie hatte keine rechte Stimmung dafür. Im Corneliussaal interessierte sie, vor dem einen großen Wandbilde, nur die ganz kleine Predelle, wo Mann und Frau den Kopf aus der Bettdecke strecken, und im ägyptischen Museum fand sie eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Ramses und Vogelsang.

Wenn sie dann nach Hause kam, fragte sie jedesmal, ob wer dagewesen sei, was heißen sollte: „War Leopold da?" worauf die Schmolke regelmäßig antwortete: „Nein, Corinna, keine Menschenseele." Wirklich, Leopold hatte nicht den Mut zu kommen und beschränkte sich darauf, jeden Abend einen kleinen Brief zu schreiben, der dann am andern Morgen auf ihrem Frühstückstische lag. Schmidt sah lächelnd darüber hin, und Corinna stand dann wie von ungefähr auf, um das Briefchen in ihrem Zimmer zu lesen. „Liebe Corinna! Der heutige Tag verlief wie alle. Die Mama scheint in ihrer Gegnerschaft verharren zu wollen. Nun, wir wollen sehen, wer siegt. Hildegard ist viel bei Helene, weil niemand hier ist, der sich recht um sie kümmert. Sie kann mir leid tun, ein so junges und hübsches Mädchen. Alles das Resultat solcher Anzettelungen. Meine Seele verlangt, Dich zu sehen, und in der nächsten Woche werden Entschlüsse von mir gefaßt werden, die volle Klarheit schaffen. Mama wird sich wundern. Nur so viel, ich erschrecke vor nichts, auch vor dem Äußersten nicht. Das mit dem vierten Gebot ist recht gut, aber es hat seine Grenzen. Wir haben auch Pflichten gegen uns selbst und gegen die, die wir über alles lieben, die Leben und Tod in unseren Augen bedeuten. Ich schwanke noch, wohin, denke aber England; da haben wir Liverpool und Mr. Nelson, und in zwei Stunden sind wir an der schottischen Grenze. Schließlich ist es gleich, wer uns äußerlich vereinigt, sind wir es doch längst in uns. Wie mir das Herz dabei schlägt. Ewig der Deine. Leopold."

Corinna zerriß den Brief in kleine Streifen und warf sie draußen ins Kochloch. „Es ist am besten so; dann vergeß ich wieder, was er heute geschrieben, und kann morgen nicht mehr vergleichen. Denn mir ist, als schriebe er jeden Tag dasselbe. Sonderbare Verlobung. Aber soll ich ihm einen Vorwurf machen, daß er kein Held ist? Und mit meiner Einbildung, ihn zum Helden umschaffen zu können, ist es auch vorbei. Die Niederlagen und Demütigungen werden nun wohl ihren Anfang nehmen. Verdient? Ich fürchte."

Anderthalb Wochen waren um, und noch hatte sich im Schmidtschen Hause nichts verändert; der Alte schwieg nach wie vor, Marcell kam nicht und Leopold noch weniger, und nur seine Morgenbriefe stellten sich mit großer Pünktlichkeit ein; Corinna las sie schon längst nicht mehr, überflog sie nur und schob sie dann lächelnd in ihre Morgenrocktasche, wo sie zerfessen und zerknittert wurden. Sie hatte zum Troste nichts als die Schmolke, deren gesunde Gegenwart ihr wirklich wohltat, wenn sie's auch immer noch vermied, mit ihr zu sprechen.

Aber auch das hatte seine Zeit.

Der Professor war eben nach Hause gekommen, schon um elf, denn es war Mittwoch, wo die Klasse, für ihn wenigstens, um eine Stunde früher schloß. Corinna sowohl wie die Schmolke hatten ihn kommen und die Drückertür geräuschvoll ins Schloß fallen hören, nahmen aber beide keine Veranlassung, sich weiter um ihn zu kümmern, sonsondern blieben in der Küche, drin der helle Julisonnenschein lag und alle Fensterflügel geöffnet waren. An einem der Fenster stand auch der Küchentisch. Draußen, an zwei Haken, hing ein kastenartiges Blumenbrett, eine jener merkwürdigen Schöpfungen der Holzschneidekunst wie sie Berlin eigentümlich sind: kleine Löcher zu Sternblumen zusammengestellt; Anstrich dunkelgrün. In diesem Kasten standen mehrere Geranium- und Goldlacktöpfe, zwischen denen hindurch die Sperlinge huschten und sich in großstädtischer Dreistigkeit auf den am Fenster stehenden Küchentisch setzten. Hier pickten sie vergnügt an allem herum, und niemand dachte daran, sie zu stören. Corinna, den Mörser zwischen den Knien, war mit Zimtstoßen beschäftigt, während die Schmolke grüne Kochbirnen der Länge nach durchschnitt und beide gleiche Hälften in eine große braune Schüssel, eine sogenannte Reibesatte, fallen ließ. Freilich, zwei ganz gleiche Hälften waren es nicht, konnten es nicht sein, weil natürlich nur eine Hälfte den Stengel hatte, welcher Stengel denn auch Veranlassung zum Beginn einer Unterhaltung wurde, wonach sich die Schmolke schon seit langem sehnte.

„Sieh, Corinna", sagte die Schmolke, „dieser hier, dieser lange, das ist so recht ein Stengel nach dem Herzen deines Vaters . . ."

Corinna nickte.

„. . . Den kann er anfassen wie ne Maccaroni und hochhalten und alles von unten her aufessen . . . Es ist doch ein merkwürdiger Mann . . ."

„Ja, das ist er!"

„Ein merkwürdiger Mann und voller Schrullen, und man muß ihn erst ausstudieren. Aber das Merkwürdigste, das ist doch das mit den langen Stengeln, un daß wir sie, wenn es Semmelpudding un Birnen gibt, nicht schälen dürfen, un daß der ganze Kriepsch mit Kerne und alles drin bleiben muß. Er ist doch ein Professor un ein sehr kluger Mann, aber das muß ich dir sagen, Corinna, wenn ich meinem guten Schmolke, der doch nur ein einfacher Mann war, mit so lange Stengel un ungeschält un den ganzen Kriepsch drin gekommen wär, ja, da hätt es was gegeben. Denn so gut er war, wenn er dachte, „sie denkt woll, das is gut genug", dann wurd er falsch un machte sein Dienstgesicht un sah aus, als ob er mich arretieren wollte . . ."

„Ja, liebe Schmolke", sagte Corinna, „das ist eben einfach die alte Geschichte vom Geschmack, und daß sich über Geschmäcker nicht streiten läßt. Und dann ist es auch wohl die Gewohnheit und vielleicht auch von Gesundheits wegen."

„Von Gesundheits wegen", lachte die Schmolke. „Na, höre, Kind, wenn einem so die Hacheln in die Kehle kommen un man sich verschluckert un man mitunter zu nem ganz fremden Menschen sagen muß: „Bitte, kloppen Sie mir mal en bißchen, aber hier ordentlich ins Kreuz", — nein, Corinna, da bin ich doch mehr für eine ausgekernte Malvasier, die runter geht wie Butter. Gesundheit . . . Stengel und Schale, was da von Gesundheit is, das weiß ich nich . . ."

(Fortsetzung folgt)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(14. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Da kommt Wolf, der sie schon gesehen hat, heraus. „Willst du nicht hereinkommen? Du hast es ja wenig eilig, Gipsy, nachdem wir uns über eine Woche nicht gesprochen haben."

Wie desperat er ist! Gipsy reicht ihm etwas ängstlich die Hand. „Nicht böse, Wölfchen! Ich bin doch sofort gekommen. — Nein, ich möchte nicht in die Konditorei. Wenn du bezahlt hast, wollen wir lieber im Schnee herumlaufen."

Er nickt und sie setzen sich in Marsch. Sie gehen zum erstenmal öffentlich miteinander durch die Stadt, aber Gipsy scheint es heute einerlei zu sein, und Wolf hat ganz andere Dinge im Kopf als Rücksicht auf die Kleinstädter.

Er sieht aus, als wäre er voll Sprengstoff, denkt Gipsy, aber draußen zwischen den Tannen wird er sich schon entladen!

Sie ist so übermütig in dem weiß-goldenen Land, das immer stiller um sie wird. Die wellige Ebene breitet sich vor ihnen in ihrer ganzen Lieblichkeit aus. „Man könnte ja schon Ski laufen", ruft Gipsy auf einmal. „Läufst du Ski, Wolf?"

„Nein!" sagt Wolf düster.

Gipsy bleibt stehen und sieht über das verzauberte Land. „Wenn ich jetzt das Kind nicht hätte, könnten wir gleich anfangen. Aber das geht nun nicht. Es macht allerhand Arbeit. Und die darf ich Lemmes nicht aufbürden. Vorläufig also nichts mit Skilaufen. — Also erzähle mal, Wolf, was ist es mit dem Auftrag?"

Wolf sieht sie böse an. „Alles wie immer, nicht wahr, Gipsy, du verschwindest eine Woche lang, und nun machst du Konversation, als hätten wir uns gestern getrennt. Meinetwegen. Aber verlange nicht, daß ich dabei sehr gesprächig bin. — Was ist das für ein Kind, von dem du da redest?"

Gipsy lacht. Wie inkonsequent er ist! Entzückend jungenhaft! „Also ich bitte dich jetzt feierlich um Entschuldigung, Wölfchen. Ich habe mich schlecht benommen. Aber wenn man über Nacht ein Kind kriegt —"

Sie sieht ihn spitzbübisch an. Er kann kaum an sich halten.

„Ich sag' es ja schon! Schimpf' nicht. — Ich habe das mutterlose Kind von Kries im ersten Stock in Pflege genommen. Ja, ich kann das. Du wirst dich erinnern, was ich von Diplomen usw. sagte. Ich habe ein solches Diplom. Nicht nur einen großen Mund. Bildlich und wirklich. Das Wurm sollte fort. Da übernahm ich erst einmal die Pflege. Damit gibt es viel zu tun, Wolf!"

Er sieht auf ihr altkluges Gesichtchen herunter. Immer bringt sie alles durcheinander. Jetzt wieder. Sie schiebt, wenn man die ganze Weltordnung eben im Lot hat, ein neues Bild hinein. Und alles sieht anders aus.

„Warum sagst du gar nichts, Wölfchen? Reicht meine Rechtfertigung nicht aus?"

„Doch", antwortet er gepreßt. „Vollkommen. — Aber du hattest mich vergessen!"

„Nein." Sie greift in die Tasche und zieht einen Brief hervor. „Der kam eben, als ich aus dem Haus ging. Von dem Rechtsanwalt meines Vaters. Ich hab' ihn noch nicht aufgemacht. Es werden wohl Vorschläge für dich darin sein."

Das Blut strömt ihm warm in die Lippen. „Gipsy! Süße Gipsy!"

„Nanu?" Gipsy macht einen Satz in den tiefen Schnee hinein, der neben dem schmalen Weg aufgeweht ist. „Was soll denn das vorstellen?"

Noch knebelt ihn seine Schüchternheit. „Ich bin so glücklich, daß alles sich viel rascher regelt, als ich ahnen konnte. Ich bin, als ich gar nichts von dir hörte, zur Handelskammer gegangen und hab' mich wieder als in Betrieb gesetzt angemeldet. Da war gerade ein Inspektor von dem Gut draußen beim Hüttenwerk, der sagte mir, daß der erste Direktor einen großen modernen Garten anlegen lassen will. Was weiß ich von modernen Gärten? Ich hab' sofort zwei Bücher gekauft. Und bin dann hinausgefahren zu ihm. Und er hat wirklich bestellt. Nur weil er Lokalpatriotismus habe, sagte er. Darum gibt er es mir. Vorläufig konnte ich nur Bäume pflanzen, Anfang der Woche, als es noch nicht fror. Nun muß ich die Pläne ausarbeiten, die im Frühjahr ausgeführt werden sollen. Denke dir, Gipsy: einen Garten auf drei Ebenen, mit Trockenmauern, kleinem Bassin und Stauden- und Steingärtchen! Eine künstlerische Aufgabe! Und gerade mir fällt sie zu! Wie um mir zu beweisen, daß ein künstlerisches Studium auch sogar zu meinem schlichten Beruf gehören wird! — Es ist noch furchtbar schwer für mich. Was weiß ich denn von meinem Beruf? Nichts als die primitivsten Grundbedingungen. — Und dann muß ich neben all diesem Neuen meine Treibhäuser wieder instand setzen. Die Dahlienknollen habe ich noch im letzten Augenblick unter Dach gebracht. Und die Geranien müssen . . . Ach Gipsy, glaubst du, daß ich es alles schaffen werde?"

Echt männlich, denkt Gipsy. Nach dem Kind und meiner Arbeit fragt er mit keinem Wort. Aber die Gartenpläne soll ich am liebsten für ihn ausarbeiten. Aber warum ärgert sie sich darüber! Mama sagt, daß die meisten Männer so egozentrisch seien. Das wäre eine Tatsache und kein Grund zum Jammern.

„Natürlich kannst du es. Was man will, kann man auch. Und wenn die finanziellen Fragen erst erledigt sind, nimmst du dir bald einen Gehilfen. — Die Hauptsache ist dieser vertrauensselige, patriotische Mann. Die Götter mögen ihn segnen! —"

„Ich muß sehr bald Geld aufnehmen. Vielleicht steht ein klarer Vorschlag darüber in dem Brief, den du da hast. Vor dem Geld habe ich Angst, Gipsy."

Gipsy nickt kläglich. „Ich auch. Aber das darf man nicht eingestehen. Geld ist so schrecklich wichtig. Sieh ihm tapfer in das scheußliche, tote Gesicht! Du brauchst es doch."

Sie sind jetzt beide sehr still. Der Götze der Zeit hat sie angeglotzt und ihnen für eine Weile den Atem genommen.

„Macht es dir denn nun ein bißchen Spaß, das Pflanzen?" fragt Gipsy endlich.

Wolf Hessel ringt die letzte Scheu vor der Auslieferung nieder. „Ja. Wirklich. Viel mehr als ich dachte. Ich war zuletzt ganz festgefahren mit meinen Studien. Es fehlte mir ja auch jede Autorität, die mich hätte weiter führen können. Es war Zeit, daß du kamst, Gipsy. Meine liebe Gipsy!"

Diesmal kann sie nicht ausweichen. Sie stehen mutterseelenallein draußen in den Feldern.

Er faßt sie bei den Armen. „Du hast mich dahin gebracht. Du trägst die Verantwortung. Willst du mich jetzt allein lassen? Wieder so wie jetzt die ganze Woche mit dem fremden Kind? Was geht dich das Kind von Kries an, Gipsy? — Ich gehe dich etwas an. Du hast mich fortgerissen aus meiner Bahn, jetzt mußt du bei mir bleiben. Gipsy, geh nicht! Ich liebe dich doch!"

Gipsy kann es zählen, wie oft sie in ihrem kurzen achtzehnjährigen Leben Angst gehabt hat. Es ist nicht oft. Aber jetzt hat sie Angst. Fürchterliche, ganz dumme und unverständliche Angst.

„Ich — ich — Wolf, du hast mich nicht verstanden! So meinte ich das alles doch nicht! Das ist schrecklich! Laß mich los! Ich bin deine Freundin. Ach, Wolf!"

Er hört ihre Angst, aber sie empört ihn nur. „Du hast gesagt, daß du mich gern hast. Du hast dich um mich gekümmert, wie noch kein Mensch! Wenn ich im praktischen Leben etwas erreiche, bist nur du schuld daran! Du mußt mich doch lieben! Gipsy?"

Liebt man seinen Schüler? Man liebt den Lehrer. Man liebt, wenn man eine Frau ist, immer und immer noch den Überlegenen. Trotzdem ist Gipsy ratlos. Sie lernt zum erstenmal, wie schwer es ist, ein klares Nein zu sagen, wenn zwei brennende, unglückliche Augen auf einen gerichtet sind.

„Wölfchen fasse es nicht so auf! Ich hab' dich so gern! Viel lieber als die meisten meiner Freundinnen. Aber so nicht, Wolf." Eine riesengroße Erleichterung blitzt auf: Gretchen!

„Aber du hast ja Gretchen, Wolf! Sie ist so unglücklich deinetwegen! Denkst du daran nicht?“

Er steht finster da und sieht sie sehr verletzt an. „Konntest du nicht über Gretchen schweigen, Gipsy? Merkst du nicht, daß Gretchen nicht mehr zu mir paßt? Daß ich ein anderer geworden bin? Gretchen hat mich in meiner Lethargie unterstützt. Du hast mich herausgerissen. Du bist der wirkliche, kluge Kamerad. Lebenskamerad, Gipsy!“

„Du kennst mich gar nicht, Wolf. Ich bin ganz anders, als du weißt. Gar nicht praktisch. Gar nicht klug. Sehr dumm sogar. Lade mir fremde Kinder auf und die Verantwortung für ein fremdes Schicksal. Ja, dich meine ich. Wäre ich klüger, ich hätte dich mit deinem Tell zwischen den alten Schwarten sitzen lassen — und Kries junior wäre nach Nordhausen ins Kinderheim gebracht worden.

Ist nur sehr äußerlich mit meiner Klugheit. Geht bei der ersten Wäsche raus . . .“

Sie zieht energisch mit den Zähnen an ihrem Handschuh und nun hat sie ihn glücklich herunter. Sie meint, daß sie jetzt Wolf die Hand schütteln kann, denn er muß ja von ihren Gründen überzeugt sein.

Aber sie hat nicht mit dem ihr unbekannten Gast in seiner Brust gerechnet.

„Du hast es nicht aus Dummheit getan, wie du es jetzt merkwürdigerweise nennst, sondern aus deinem Herzen heraus. Warum willst du es jetzt verdrehen? Du hast mich durchgeschüttelt und eine andere Seite aus meinem Wesen hervorgeholt. Ob es die richtige ist, weiß ich nicht. Es ist ja auch jetzt einerlei . . .“

„Es ist die richtige, Wolf! Die aktive und nützliche. Die andere war die spintisierende und fruchtlose. Sei doch glücklich darüber, anstatt mich — mich — — Ich tat es, weil Gretchen —“

„Schweig von Gretchen! Ich will nichts von ihr hören! Ich liebe nicht Gretchen, sondern dich! Ich will keine Frau, die den Mond andichtet und die nichts von der Welt weiß! — Du hast es auch nicht für Gretchen getan. Das tut keine Frau. Sag mir, warum du es getan hast!“

Gipsy sieht böse aus und windet sich. Er soll sie nicht immer anfassen. Sie kann das nicht vertragen. Es ist ihr, als wenn er damit nicht nur ihre Glieder, sondern auch ihren Verstand außer Aktion setzt.

„Aus Spaß, Wölfchen! Aus Laune meinetwegen. Es war alles so unordentlich bei dir. Das gefiel mir nicht.“

Er starrt wild auf sie herunter. Dieses verschlägt ihm die Rede. Sie war immer rücksichtslos ehrlich, nicht wählerisch in ihren Worten, manchmal beleidigend, aber immer Kamerad. Sie hat ihm zum erstenmal die Krallen einer geheimen Weiberwaffe gezeigt und er erschrickt heftig vor ihnen.

Er ahnt nicht, daß sie ihr in ihrer Hilflosigkeit in diesem Augenblick erst wuchsen. Es brennt in ihren Augen. Sie hat Wolf so gern. Warum mußte sie ihre Freundschaft zerstören? — Oder ist sie es, die sich täuscht? Ist sie unehrlich mit sich selbst?

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Was Wilde über uns denken.** Der englische Reisende Jack Mc. Laren, der viel Jahre auf den Salomons-Inseln zugebracht hat, berichtet aus seinem Verkehr mit den Eingeborenen verschiedenes Interessante über die Einstellung dieser primitiven Menschen gegenüber den Sitten der Weißen. Das Endergebnis ist: daß wir ihnen ebenso fremdartig vorkommen, wie sie uns. So erklärte ein nackter Südsee-Menschenfresser, er könne nicht begreifen, warum die Weißen bei Nacht ihre Kleider ablegten. „In der Nacht, wo es kalt ist, ziehen wir unsere Kleider an“, sagte er, „und am Tage, wenn es heiß ist, legen wir sie ab.“ Diese Logik war vom Standpunkte des Wilden aus unanfechtbar. — In einem abgelegenen Dorfe wurde Mc. nichts zu tun. — Ein anderer Eingeborener fand es sehr in den Städten der Weißen immer starke Männer, die man Schutzleute nennt, durch die Straßen marschieren, um Frieden zu halten. Als Mc. Laren diese Frage bejahte, meinte der Häuptling, daß die Weißen doch recht schlechte Menschen sein müßten. In seinem Dorfe werde fast niemals etwas gestohlen, Streit gebe es auch äußerst selten unter Dorfinsassen, bei ihm hätten die starken Männer und seine Tiere verstaute und vergnügt davonfuhr, alle sonderbar, daß die Weißen ihre Festlichkeiten für bestimmte Tage, wie Weihnachten und Ostern aufsparten. Sein Volk habe es darin viel besser, denn sie feierten ein Fest, sobald sie sich dazu aufgelegt fühlen und ohne sich an bestimmte Termine zu binden. — Eigenartige Wirkung hatte vor allem die von einem Missionar vorgetragene Geschichte der Sintflut und der Arche Noah auf die Eingeborenen ausgeübt. Sie waren aufs höchste darüber entrüstet, daß der gute Noah sich eine Arche baute, in dieser seine Familie und seine Tiere verstaute und vergnügt davonfuhr, alle anderen Menschen und Tiere zurücklassend, so daß sie durch die große Flut vernichtet wurden.

* **Hellfarbige Indianer.** Die Frage, ob es wirklich weiße, oder zum mindesten sehr hellfarbige Indianer in den noch sehr mangelhaft erforschten Wildnissen im Stromgebiet des Amazonas gibt, ist durch einen Vorfall neu aufgeworfen worden, der sich in der Gegend von Araguaya und Tocantin abgespielt hat, in der gegenwärtig eine neue Eisenbahnlinie gebaut wird. Wie von dort gemeldet wird, sind vorgeschobene Baukommandos von sehr hellfarbigen — die Berichte sagen „weißen“ — Indianern überfallen worden, die als große schlanke Gestalten, gut und muskulös gebaut, mit sehr hellfarbiger Haut geschildert werden. Diese Indianer, welche Knochenschmuck an der Nase und der Unterlippe trugen, erwiesen sich als außerordentlich furchtlos. Sie raubten vor allem Werkzeuge und Nahrungsmittel. Auch ein älterer Arbeiter wird vermißt, und es besteht die Annahme, daß er von den Indianern fortgeschleppt worden ist. Um den Bahnbau zu sichern, wird in Para eine Expedition ausgerüstet, der sich auch einige bekannte Gelehrte anschließen werden.

* **Der Panther belagert einen Schnapsladen.** Das indische Dörflein Khandala hat an dem Ruhme, einen flott gehenden Schnapsladen sein eigen zu nennen, neuerdings ganz und gar den Geschmack verloren, seitdem allabendlich nach Geschäftsschluß ein starker Panther jenes Haus zu umschleichen beginnt. Es hat sich trotz allgemeinen Rätselratens noch nicht feststellen lassen, ob die Wildkatze dem Alkohol freundlich oder feindlich gesinnt ist. Jedenfalls widmet sie den Nachbarhäusern der Destille nicht die geringste Aufmerksamkeit. Merkwürdigerweise verschmäht sie es auch, irgendwelche andere Beute, die ihr bei der allabendlichen Belagerung des Schnapsladens in die Quere kommt, sich zu Gemüte zu führen. Nur ein alter Esel, der unweit des Alkoholausschanks seinen mißtönenden Schrei erschallen ließ, fiel dem Raubtier auf die Nerven und mußte durch seinen Magen in die ewigen Distelfelder des Jenseits eingehen. Das Grauohr aber scheint sich lediglich als Störenfried bei dem Panther mißliebig gemacht zu haben. Andere begegnende Tiere behelligt die Wildkatze in keiner Weise. Vielmehr scheint sie es lediglich auf den Alkohol abgesehen zu haben. Wiederholt setzten sich einige Sportsleute während der Abendstunden auf den Anstand, um den Panther zur Strecke zu bringen. Aber der alte Herr — ob er auch für Rotspon schwärmt, wie dies Wilhelm Busch von allen alten Knaben behauptet? — hat seine Erfahrungen hinter sich und bekommt von den Absichten seiner Feinde stets früh Witterung. Sicherlich ist auch ein Schnapsladen nicht der geeignete Ort für einen Anstand. Die Schießerei hat den Panther jedenfalls nur noch vorsichtiger gemacht, ihn aber nicht dauernd verscheuchen können. Leider ist kaum anzunehmen, daß die guten Leute von Khandala, wenn ihnen die Erlegung des seltsamen Raubtieres gelingen sollte, an dem Kadaver eine wissenschaftliche Untersuchung über die Ursache der „alkoholischen Veranlagung“ anstellen werden.



Lustige Rundschau



* **Heimgezahlt.** Ein Fremder fragt, unter der Gasthoftür stehend und auf zwei vorübertrottende Ochsen weisend: „Sind das Einwohner von hier?“ Darauf der Wirt mit höflicher Verbeugung: „Nein, das sind Reisende!“

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.